

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

284 (3.12.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 49

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 284

Nr. 49

Samstag, den 3. Dezember

1932

Die germanische Burg — ein Spiegel der indo-germanischen Wanderung

Von Geh. Rat Prof. Dr. Carl Schuchhardt

Prof. Schuchhardt ist einer der ersten gewesen, die den Nachweis lieferten, daß die „indogermanische Wanderung“ von Mitteleuropa aus und nicht von Asien her erfolgte. Der folgende Artikel bildet einen fesselnden Ausschnitt aus seinem grundlegenden Werk „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte“ (erschienen in der Reihe „Museum der Weltgeschichte“ bei der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaeon, Potsdam).

Burgen gibt es im Norden in der Stein- und auch in der Bronzezeit noch nicht. Erst mit dem Beginn der Hallstattperiode und in seiner Blüte um 800 v. Chr. entsteht auf einmal reges Leben im Burgenbau. Es entstehen starke Spannungen und Verschiebungen unter den Völkern. Einer sucht sich gegen den andern zu schützen. So wappnet sich Mittel- und Ost- und Süddeutschland.

Dafür lag vorher in der Stein- und Bronzezeit für Nord- und Mitteldeutschland keine Veranlassung vor. Es wurde von keiner Seite bedroht, es sandte nur selbst alle Augenblicke riesige Scharen aus, die neues, größeres Land suchten und bei ihren Niederlassungen dann sich nach dortiger Sitte burgmäßig schützten mußten.

So ziehen in deutlichen Spuren die Leute aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland auf mehreren Linien durch Polen und Galizien, durch Böhmen und Mähren, durch Niederösterreich und Südbanien nach den Balkanländern. Dort staut sich der Zug für eine lange Weile in Rumänien, Bulgarien und Südrußland, entwickelt eine reiche uraltische Kultur mit großartig bemalter Keramik und stattlichen Höhenburgen, bis der Abstrom einerseits nach Thessalien und Griechenland hinein, andererseits über den Kaukasus nach Persien und dem Induslande erfolgt.

Das ist die indogermanische Wanderung, wie sie sich wirklich vollzogen hat, im Gegensatz zu der vor 100 Jahren von den Sprachforschern konstruierten, die umgekehrt von Zentralasien über den Kaukasus nach Europa gegangen sein sollte.

Die neue Aufklärung hat das archaische Material gebracht, das allein uns Einblick verschafft in die wirklichen Vorgänge jener alten Völkerwanderungen durch die ganzen weiten Landräume hin, während wir sprachlich aus ihnen zumeist gar keine alte Überlieferung haben. Unser Spaten ist in Deutschland und Österreich, in Ungarn, in Rumänien und Bulgarien; in Südrußland und Thessalien hinabgedrungen in die steinzeitlichen Kulturen, die Zeitgenossen und Zeugen waren der „indogermanischen Wanderung“. Sie wissen von keinerlei asiatischem Zu-

strom, sie weisen mit all ihren Eigentümlichkeiten immer nur auf Mitteleuropa, von dessen Ausflüssen sie selbst geschaffen oder befruchtet und zur Blüte gebracht sind.

Selbstverständlich ziehen solche Völkerströme in Osteuropa nicht durch leeres Land. Wo nicht Urwald eine Ansiedlung ausschloß, hatten sich längst menschliche Kulturen entwickelt. Auf dieser Unterschicht pflanzte sich das neue Herrentum eine Zeitlang als etwas Neues und Eigenes abzuheben, allmählich geht aber eine Verschmelzung vor sich, die nun je nach dem verschiedenen Untergrunde und nach der verschiedenen Kraft des Alten und des Neuen von Landschaft zu Landschaft immer andere Bilder liefern kann. Gerade in Zeiten einer Hochkultur, wo eine rege Schaffensfreude von einem Fortschritt zum andern schreitet, werden sich die Gebietsteile sehr bald in ihrer kulturellen Formenvelt sachte voneinander scheiden, immer wird aber der allen gemeinsame Stil erkennbar bleiben und die nördliche Einwanderung sich von dem Altdagewesenen in scharfem Schnitt abheben.

Alexander der Große hat seine asiatischen Eroberungen zunächst mit ein paar hundert makedonischen Obersten und griechischen Geheimräten im Zaume gehalten und verwaltet und hat dann immer mehr loyale Einheimische an ihrer Stelle eingeschoben. So etwa werden wir uns auch den alten indogermanischen Zug und seine kulturelle Auswirkung zu denken haben.

Die wichtigsten Belege für diese Auffassung erhalten wir aber unter allem archaischen Material in den Burgen. Die Kleinfunde, wie Keramik, Waffen und Werkzeuge mit dem künstlerischen Beiwerk, den etwaigen Figuren und der Ornamentik zeigen natürlich, woher die Kultur gekommen ist und wie sie sich gewandelt hat. Aber dies können wir auch ein ganz friedliches gewesen sein, durch Handel, durch Mode hergeführt. So könnten wenigstens Zweifel immer sagen. Wenn aber Burgen vorhanden sind, ausgestattet mit dem neuen fremden Inventar, dann ist klar, daß neue fremde Leute als Herren ihre starke Hand auf das alte Land gelegt haben.

So werden wir denn vielfach, und besonders deutlich auf griechischem Boden, einen ausgesprochenen Dualismus vor uns haben: die alte pelagische Unterschicht und darüber das neue nordische Herrentum, das zuerst drohte, einer starken Verschmelzung oder gar Aufsaugung anheimzufallen, dann aber neuen großen Zuzug erbielt und damit in freiem hohen Wuchs das Griechentum entwickeln konnte.

Die Burgen, die den Indogermanenzug begleiten, können wir vielfach wohl erkennen, sie sind zum Teil auch schon an- oder ausgegraben, aber die Pläne fehlen noch, weil die Besucher und Ausgräber die Bedeutung der Plätze als Burgen nicht klargemacht haben.

Erst in Thessalien erhalten wir anschaulichen Bericht. Die Engländer haben hier zwei steinzeitliche Burgen mit der schönen bemalten Balkankeramik ausgegraben, Sesklo und Dimini, Sesklo weniger, Dimini sehr gut erhalten.

Eine starke Abkehr vom westlichen Wesen und den Übergang zu den politisch-sozialen Formen der trojanisch-mykenischen Kultur zeigt die Kleinheit der Burg mit dem einen dominierenden großen Hause. Aus der Volks- oder Genossenschaftsburg ist die ausgesprochene Herrenburg geworden. Professor Nilsson-Lund hat einmal in einem Berliner Akademieortrage dargelegt, daß wir das soziale Verhältnis und die Organisation der Scharen, die von Mitteleuropa aus auf die indogermanische Wanderung gingen, uns etwa so vorzustellen haben, wie es bei den urgermanischen, sehr konservativen Stämmen, etwa den Sachsen, bis auf die Zeit Karls des Großen bestehen geblieben ist. Es gab Gaufürsten und eine aus den Gauvertretern zusammengesetzte große Landesversammlung. Aber es gab keinen König und auch keinen ständigen Oberfeldherrn. Brach ein Krieg aus, so wurde ein solcher auf bestimmte Zeit gewählt. So steht das Sachsenvolk da und so Wittekind in ihm. Dieses unsichere Verhältnis, der mangelnde feste Zusammenschluß des kraftvollen großen Volkes hat sein Unterliegen gegenüber dem längst straff organisierten Frankenreiche verschuldet.

Zogen nun auch die Indogermanen zunächst in so lockerer Verfassung aus, so mußte sich doch — sagt Nilsson — auf dem Marsche ein härteres und steteres Regiment entwickeln, ein Herrkönigtum, das dann bei der Niederlassung im neuen Lande zur vollen Monarchie führte.

Nichts kann diese zunächst aus literarischen Quellen erschlossene These besser unterstützen als der Vergleich der alten Burgen in der Heimat und der neuen im eroberten Lande. Aus der Steinzeit hat uns in Deutschland erst eine, der Goldberg, ein volles Bild gegeben, aber er ist offenbar ein Typus, denn nachher beim Übergange von der Bronze- zur Hallstattzeit zeigt sich immer wieder dasselbe. In der Heimat, besonders im Norden und Osten, ist das alte Verhältnis immer bestehen geblieben und hat sich deshalb bis ins frühe Mittelalter halten können.

Ist in diesem Punkte Dimini eine schon völlig ausgebildete Vorstufe zu den trojanisch-mykenischen Burgen, so wird es in bezug auf den Festungsbau und den Palast dort nachher erheblich überholt. Der unbeholfene Wallbau mit den Werklehmmauern wird durch eine dicke Vollmauer ersetzt, die Tore werden großartiger und eleganter gestaltet, der Palast erhält eine ganz feste mustergültige Form.

Dimini steht auf dem Kulminationspunkt der hochgeschwungenen phantastischen Brücke zwischen Deutschland und Griechenland.

Literaturbriefe

Von Curt Amend

IV.

Der Verlag Paul List, Leipzig, hat uns schon im vorigen Jahre kurz vor Weihnachten ein Memoiren-Buch beschenkt, das wie kaum ein zweites das Interesse der Literaturfreunde erweckte, und nun hat er auch in diesem Jahre ein ähnlich zugkräftiges Erinnerungsbuch auf den Markt geworfen. Darnach war es das „Buch von San Michele“ von Mumtaz, und diesmal sind es die Memoiren des Großfürsten Alexander von Rußland. Sie erscheinen unter dem Titel „Einst war ich ein Großfürst“.

Großfürst Alexander war ein Onkel des letzten Zaren von Rußland, Nikolaus II., und gleichzeitig als Gatte der Schwägerin des Zaren dessen Schwägerin. Wenn überhaupt jemand einen Einblick in die Verhältnisse des Zarenhofes und des russischen Reiches gewinnen konnte so war Großfürst Alexander dieser Mann. Er stand den Ereignissen so nahe, wie kaum ein anderer. Da er zudem ein intelligenter Kopf war und sich für mancherlei Dinge interessierte, die über den üblichen Horizont eines Großfürstentums hinausgingen, hat er vieles mit kritischem Blick durchschauen gelernt, was anderen Männern in ähnlicher Stellung völlig gleichgültig blieb, und sich so sehr bald ein selbständiges Urteil gebildet.

Natürlich wird keiner so nahe sein und den Memoiren eines so gefühlvollen Menschen, wie es Großfürst Alexander war, so vollen Glauben entgegenbringen. Sicherlich sind hier und da Korrekturen anzubringen und sicherlich hat der Verfasser, der jetzt als Greis in Amerika lebt, rückschauend manches anders dargestellt, als es sich in Wirklichkeit zugetragen hat. Es gibt kein Memoirenbuch, in dem sich nicht Wahrheit und Dichtung miteinander vermischen. Er selbst spricht von sich in einer nicht unympathischen Weise: seine Verirrungen und Menschlichkeiten schildert er mit einer erfreulichen Selbstkenntnis; er gibt übrigens auch selber zu, daß er ohne Aktenunterlagen schrieb.

Aber auch dann, wenn wir dieses alles würdigen, bleibt der positive Wert dieses Erinnerungsbuches noch immer derselbe. Und dieser Wert ist allerdings sehr groß. Denn in den entscheidenden Punkten hat das Gedächtnis den Großfürsten nicht im Stich gelassen, wie ein Vergleich mit den Tatsachen und mit den Aufzeichnungen anderer zeigt. Die Beleuchtung aber, die er den Dingen gibt, entspricht so sehr dem höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit, daß man ihm unbedingt in seiner Beurteilung der Dinge Vertrauen entgegenbringen darf. Das Wichtigste an diesem Buch ist die Tatsache, daß uns von einem Manne, der ganz nahe am Throne stand, Dinge bestätigt wer-

den, die man bereits geahnt und auch teilweise gewußt hat, die man aber in ihrer wahren und tiefen Bedeutung noch nie so klar und eindeutig geschildert bekommen hat.

Was Großfürst Alexander von Rußland schreibt, das ist eine der grausigsten Tragödien, die sich je in der Weltgeschichte abgespielt haben. Und zwar ist es nicht nur die Tragödie einer Herrscherfamilie, sondern die eines ganzen Volkes. Der Held der Tragödie — allerdings ein Held ohne alle heldischen Eigenschaften — ist Zar Nikolaus II. Es war ein Unglück ohne gleichen, daß nach dem Geschehen dieser stillen, schicksalhaften und absolut unsäglichen, dem Willen seiner hysterischen Frau unterworfenen Romanow auf den Thron des Reiches des Großen geradezu ein Zerbrochenes gesetzt wurde, was man sich bisher unter einem Zaren vorgestellt hat. Und daran mag es wohl auch liegen, daß in den Augen des Großfürsten Alexander der Vorgänger Nikolaus II., der Alexander III., mit einem Glorienschein umgeben ist, den er so wahrscheinlich gar nicht verdient hat. Nach des Großfürsten Ansicht war Alexander III. der richtige Herrscher Rußlands. Ein selbstbewußter und raucher Athlet, ein willensstarker und ganz und gar russisch empfindender Mensch. Die Ereignisse selbst haben dieser Charakterdeutung des Großfürsten, soweit sie politisch bedeutsam ist, immerhin bis zu einem gewissen Grade Recht gegeben. Denn auch Lenin und Stalin sind im Grunde von demselben Holz geschnitten, aus dem Alexander III. geschnitten war. Und auch nur sie allein konnten fähig sein, das russische Volk zu bändigen.

Alles, was sich in dem Memoirenbuch des Großfürsten Alexander auf die Person des letzten Zaren, auf seine Regierungstätigkeit und auf seine Außenpolitik bezieht, muß namentlich von uns Deutschen mit verdoppelter Aufmerksamkeit gelesen werden. Denn der Weltkrieg wäre ja nicht entstanden, aber er hätte einen ganz anderen Verlauf genommen, wie in den letzten Monaten seines Lebens einer völlig fatalistischen Weltanschauung verfiel, ein weltlicher Herrscher gestanden hätte. Gewiß hat schon Alexander III. den Zweifelskreis (zwischen Rußland und Frankreich) aus der Laufe gehoben. Aber es wäre, wie der großfürstliche Memoirenschreiber mit allem Nachdruck betont, diesem Zaren nie eingefallen, für den englischen Kontinentalzweck und die französische Nebenabsicht Rußland dem Verderben auszuliefern. Sehr richtig hat Großfürst Alexander erkannt, daß 1914 Samsonow mit der Blüte des russischen Heeres nicht für Rußlands Interessen, sondern für die Errettung Frankreichs an der Marne in den ostpreussischen Schlachten geopfert wurde.

Werne würde man aus dem Munde des Großfürsten noch mehr hören über die Tätigkeit der letzten Zarin. Denn diese

Frau hat den verhängnisvollsten Einfluß ausgeübt. Und nur ihrer Hysterie ist es zuzuschreiben, daß eine Persönlichkeit wie Rasputin überhaupt eine derartige Rolle am Zarenhofe spielen konnte. Allerdings genügt auch das was Großfürst Alexander uns über diese Prinzessin aus dem heftigen Fürstentum, zu erzählen weiß, vollumfänglich um den Eindruck zu bekräftigen, daß Deutschland in dieser Frau, obwohl sie selbst eine Deutsche war, einen seiner schlimmsten Feinde besessen hat. Diese Erkenntnis ändert natürlich nichts an der anderen Tatsache, daß die Zarin als Fürstin, Gattin und Mutter ein Marterium hat durchmachen müssen, wie es nur wenigen Frauen vor ihr auferlegt war.

Es ist ein niederdrückendes, ein geradezu peinigendes Buch, das Großfürst Alexander geschrieben hat. Denn auf allen Gebieten der russischen Politik enthält sich dieser Zug des Tragischen, wie er in der Geschichte der Zarenfamilie zu beobachten ist. Aber auch hier weiß man oft nicht, worüber man mehr entsetzt sein soll über diese Tragik, die sich da entfaltet, oder über die schleichend grotest ammutende Unzulänglichkeit der maßgebenden Personen.

Immer und zu allen Zeiten hat es unfähige Männer gegeben, die im öffentlichen Leben hohe Posten bekleiden durften. Und wer hinter die Kulissen von Regierungen geschaut hat, der weiß, daß allenthalben mit Wasser gefodert wird, und daß so mancher Staatsmann selber, bei Tageslicht gesehen, nur ein Teufel war, — und noch nicht einmal ein überlockender. Was sich aber nach den Memoiren des Großfürsten Alexander in diesem Rußland der Jahrzehnte vor der Revolution an Dummheit, Trägheit, Bosheit und Aberwitz zusammengeballt hatte, das ist von einer so gigantischen Größe, daß man in der Weltgeschichte schon weit auszuweichen muß, um ein einigermaßen gleichwertiges Beispiel heranzuziehen. Das Kollie an dem Spektakel aber ist die Beobachtung, daß es nicht etwa das Proletariat gewesen ist, welches den unheilvollen Gang der Ereignisse beschleunigte und die Revolution heraufbeschwor, sondern daß ein guter Teil des Hofadels, des Beamtenstandes und der Intelligenz die aktive Hauptrolle an dem Ausbruch der revolutionären Kräfte und an dem Ausbruch trägt.

Und das ist denn auch das Einzige, was den letzten Zaren einigermaßen zu entschuldigen vermag. Auch ein Stärkerer und Größerer als er hätte vielleicht angesichts dieser Welt von Dummheit und Niedertreue verzagen müssen. Vielleicht Nikolaus II. aber war von vornherein der in dem historischen Spiel Besiegte.

Es ist ein historisch, politisch und menschlich überaus interessantes Buch, das wir in diesen Memoiren des Großfürsten Alexander vorgelegt bekommen. Es ist aber auch ein mit stilistischer Reife geschriebenes Buch. So wird die Lektüre wenigstens sprachästhetisch zum reinen Genuß.

Gegenwart und Zukunft der Physik

Ein Interview mit Prof. Werner Heisenberg

Zu den führenden Physikern unserer Zeit gehört der Leipziger Ordinarius für theoretische Physik, Prof. Werner Heisenberg, dem die Wissenschaft eine ganze Reihe außerordentlich wichtiger Erkenntnisse, namentlich auf dem Gebiete der Atomphysik, verdankt. Nun sind bekanntlich in letzter Zeit einige neue physikalische Ergebnisse bekannt geworden, die in wichtigen Punkten eine Revolution der bisherigen Anschauungen bedeuten. Unser Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit Prof. Heisenberg vor der Abreise des Gelehrten nach Amerika — er ist dort zu Vorlesungen aufgefordert worden — zu sprechen und ihm einige Fragen über Gegenwart und Zukunft der Physik vorzulegen.

Keine Wissenschaft hat in der letzten Zeit größere Fortschritte gemacht, als die Physik. Ein berühmter Physiker begann dieser Tage auf dem internationalen Pariser Elektrizitätskongress seinen Vortrag mit den Worten: „Ich habe meinen Bericht im Februar abgeschlossen; aber inzwischen hat sich ja so vieles geändert“. Was hat sich denn nun eigentlich alles geändert? Um das festzustellen, richten wir an Professor Heisenberg die Frage:

„Welches sind die wichtigsten Fortschritte der Physik in der letzten Zeit?“

Die Antwort lautet: „Die Entdeckung des Neutrons und die neuen Methoden der Atomzertrümmerung“ — Das Innere des Atoms ist seit langem das Arbeitsfeld des Physikers. Im Elektron, der negativen Elektrizitätseinheit, und im Proton, der positiven Elektrizitätseinheit, hat er die Urbausteine der Materie erkannt, aus denen die ganze Mannigfaltigkeit der Elemente hervorgeht. Aber fast ebenso alt, wie die Kenntnisse dieser beiden Urbausteine ist die Frage, ob es neben Elektron und Proton nicht noch ein Drittes gäbe, ein materielles Teilchen ohne elektrische Ladung, vielleicht entstanden aus der innigen Verbindung eines Protons mit einem Elektron. Der Name „Neutron“ für dieses „neutrale“ Gebilde tauchte in den Diskussionen der Physiker auf, lange bevor es möglich war, solche Neutronen tatsächlich aufzufinden. Das gelang erst vor wenigen Monaten dem englischen Physiker Chadwick auf Grund von Versuchen, an denen auch die deutschen Physiker Bothe und Becker, sowie die Franzosen Joliot und eine Madame Curie beteiligt waren. Bei der Beschickung des Berylliums mit sogenannten „Alphastrahlen“ wurde eine neuartige, sehr durchdringende Strahlung erzeugt, die offenbar zum großen Teil aus „Neutronen“ besteht.

Woher kommt es nun, daß diese Entdeckung — nach Professor Heisenberg die wichtigste der letzten Jahrzehnte — nicht schon früher gemacht wurde? Das hängt mit dem zweiten großen Fortschritt der Physik zusammen, dem Erfolg auf dem Gebiet der Atomzertrümmerung. Die ersten Versuche auf dem Gebiet der Atomzertrümmerung liegen schon ziemlich lange zurück. Im Jahre 1919 gelang es Lord Rutherford zum erstenmal, einen Vorgang künstlich zu erzeugen, den bisher nur die Natur in Form der Radioaktivität bot: den explosionsartigen Zerfall der Atome einiger Elemente (Radium!). Bekanntlich werden von einem radioaktiven Präparat ständig sog. Alphastrahlen (Heliumkerne) ausgehend. Setzt man einen Stoff einem „Bombardement“ solcher Alphastrahlen aus, so trifft mitunter ein Alphastrahl gerade auf den Atomkern und sprengt ein Stückchen von ihm ab. Natürlich ist die Ausbeute bei diesem Verfahren sehr gering, sie beträgt etwa eins zu einer Million.

Seit diesen Erfolgen von Rutherford war man bemüht, hohe elektrische Spannungen für die Zwecke der Atomzertrümmerung auszunutzen, und diese Bemühungen haben gerade in diesem Jahre zu außerordentlichen Erfolgen geführt, die mit dem Namen der Physiker Cockcroft und

Walton, Broch und Lange verknüpft sind. Das Ergebnis der neuen Experimente besteht darin, daß man jetzt eine ganze Reihe von Elementen mit einer weit stärkeren Ausbeute als bisher zertrümmern kann — diese Ausbeute wird sich durch Anwendung höherer Spannungen noch steigern lassen, wenn auch in absehbarer Zeit eine praktische Anwendung der Atomzertrümmerung (etwa zur Herstellung von Gold aus anderen Metallen) nicht in Frage kommen dürfte.

Es besteht nun die Möglichkeit, immer schwerere Elemente — jetzt schon Beryllium, Bor, Kohlenstoff, Stickstoff, Fluor und Aluminium — zu zertrümmern, und dieser experimentelle Erfolg gibt uns die Hoffnung, daß die sogenannten „Kernprobleme“, die heute im Mittelpunkt der Physik stehen, überhaupt in absehbarer Zeit erledigt werden.

„Was werden die Physiker dann tun?“

Diese Frage, die wir an Professor Heisenberg richteten, ist nicht so sinnlos, wie es zunächst erscheinen mag. Im System der Physik werden alle physikalischen Erscheinungen aus gewissen Grundvorstellungen (Elektron, Proton, Feldgesetze usw.) abgeleitet. Es ist das Ziel der Physik — auf dem Wege fortschreitender Vereinfachung — nun die Zahl dieser Grundvorstellungen so weit zu verringern, wie das überhaupt möglich ist. Mit der Erreichung dieses theoretischen Zieles wäre die Physik gewissermaßen „zu Ende“; die Physiker hätten nichts mehr zu tun.

Aber ganz so schlimm ist es in Wirklichkeit nicht. „Die experimentelle Forschung“ sagt Professor Heisenberg, „stellt uns vor immer neue Fragen. Auch zu Newtons Zeit schien es, als sei die Physik „abgeschlossen“, und doch tauchten wieder Fragestellungen auf, an die niemand gedacht hatte.“ Vor allem aber harzt noch das große Nachbargebiet, die Biologie, der physikalischen Bearbeitung.

Wir müssen uns allerdings darauf gefaßt machen, daß der Physiker bei seinen Vordringen in das Reich des Lebendigen auf große, prinzipielle Schwierigkeiten stoßen wird, und zwar weil er das Lebendige, das er physikalisch untersucht, durch eben diese Untersuchung wesentlich verändert. Er muß es — grob ausgedrückt — töten, bevor es ihm unter dem Mikroskop seine Geheimnisse offenbart.

Die Verhältnisse erinnern hier an die nach Heisenberg benannte „Ungenauigkeitsrelation“ in der Physik, welche besagt, daß innerhalb eines Atoms jede Messung von Energie und Impuls auf Kosten der räumlichen Beschreibung erfolgt und umgekehrt. Mit anderen Worten: wir können einen Vorgang im Atom niemals ganz genau beschreiben, stets tritt eine gewisse Ungenauigkeit auf, die nicht ausgeschaltet werden kann. Da die „Ungenauigkeitsrelation“ zu schwerwiegenden philosophischen Folgerungen geführt hat — man sah hier die Grenze der Herrschaft des Kausalprinzips —, fragten wir Professor Heisenberg, ob der Fortschritt der Physik unsere Anschauung in dieser Frage wohl wieder erschüttern werde. Professor Heisenberg antwortet, daß seit 1927, dem Jahre der Entdeckung, die Ungenauigkeitsrelation immer neue Bestätigungen erfahren habe, etwa durch den vielbesprochenen „Raman-Effekt“. Er verweist auf das neue Buch von Niels Bohr (Atombau und Naturbeschreibung), in dem beschrieben ist, wie die moderne Denkweise in der Physik sich eindrücklich an die alte Wahrheit erinnert hat, daß wir sowohl Zuschauer als auch Teilnehmer in dem großen Schauspiel des Daseins sind, ein Satz, dessen Wahrheit auch für die „objektive“ Wissenschaft uns gerade die neuesten physikalischen Erkenntnisse mit besonderer Deutlichkeit gelehrt haben.

Dr. W. Fabst.

Badisches Landestheater

Zu Friedrich Hofes 70. Geburtstag:

„Mtebill“

(Neueinstudiert)

Wenn je Sinn und Wert einer künstlerischen Persönlichkeit sich zielgerade in einem Werk ausdrückt, so hier in dieser Märchenoper „Mtebill“, die uns Friedrich Hofe, ihren jubelnden

Bei seinem zweiten hiesigen Klavierabend ist der Stuttgarter Pianist

Otto Sonnen

angelangt, und er dürfte nun bald auch eine Karlsruher Gemeinde haben, die Treu zu ihm hält. Denn nach seinem früheren Schumann-Programm betätigte sich dieser ausschließliche Beethoven begabte Vortragende eine ausgesprochene Begabung. Aus einer beinahe fanatischen Angst vor Beichlichem und Sätzen tiefen manchmal zwar klangliche Härten unter, aber wer sich so männlich in seinen Beethoven hineinkniet, ist zweifellos auf bestem Weg zu großer Form und uns jedenfalls lieber als einer, der Meisterwerke ins Sentimentale zerstückelt oder ins Kleinliche herunterzieht. Das also der vorliegende und vielversprechende Eindruck des Abends, den vorab eine sehr plastische Gestaltung der Eroica-Variationen hervorrief. Wer freilich das Reich hatte, danach nur noch die Mondschneeflocke oder zuvor allein die Waldsteinsonate zu hören, möchte mangelnde Lust zu trocken und zu wenig auch differenzierter im Anschlag finden, dagegen drängte solche Bedenken das Mittelstück, das As-Dur-Werk (Opus 110), wiederum ganz zurück, da seine Interpretation nicht nur reiflos gekonnt, sondern zugleich unerhört kühn und schwungvoll war.

Wenn ein Adolf Busch als Gast zu Besuch weilt und wenn er gar im

III. Sinfoniekonzert des Bad. Landestheaterorchesters

Beethoven zu seiner eigenen Sache macht, dann (denkt man) ist kaum noch eine Steigerung möglich. Nun, der berühmte Geiger spielte, und er spielte das D-Dur-Konzert so herrlich, daß es einfach ideal zu nennen war. Und auch im Gesamtwort, im stützenden Gegeneinander von Solopartie und Orchester ergab die Wiedergabe höchste Bewunderung, die erst von Seiten des Solisten durch die Gratifizierende eines langsame Nach-Satzes einigermaßen gedämpft werden konnte. Doch es dünkt nicht so sehr unsere Aufgabe, einem längst an-

Schöpfet, zugleich als dramatisch-sinfonischen Musikkünstler von seltener Unverwundbarkeit zeigt. Einige Veränderung im Ge-nießen ließ freilich die Eigenbedeutung des Werkes, die Zeitig-Motiv, der Hauptgedanke, jetzt erkannt und auf die er nicht nur durch die hiesige Aufführung (1903), sondern auch durch mehrere hiesige Vorstellungen später nachdrücklich ver-wiesen hatte, mit jenen so manchen anderen Früchten der so-genannten neuromantischen Richtung allmählich vergessen. Fra-gen wir uns aber heute, was aus der Zeit jener spezialisierten Münchner Moderne, die um die Jahrhundertwende sich im Duette-Kreis zusammenschloß, wirklich lebensfähig ge-woesen ist, so zählt unter die wenigen Opernprodukte, die das verdammte Schicksal vieler Trabanten und Nachbeter überdauerten, sicher-lich mit an erster Stelle dieses Märlein vom Fischer und seiner Frau; und der Stadt des Innstades, der ja bloße nachher-schließlich dazu trieb, die Notenscheiter ganz wegzulassen, weil er sich und seine Kunstprobleme mühevoller glawitz, wie viel-leicht doch jetzt stumpf, wo er steht, daß sein Wert da ist, daß es beinahe wie am ersten Tag seine Wirkung tut.

Und dies, trotzdem auch es deutliche Spuren des Wagner-Nachwuchses trägt! Aber wieviel mußte gleichwohl der Kom-ponist von epigonaler Abhängigkeit sich frei zu halten, und wenn schon z. B. der dramatische Konflikt — ein gutmütiger Mann das willenlose Werkzeug einer machthungrigen Frau — seinen Parallelen in Orland und Delramund oder sogar bei Shakespeares in Lady Macbeth und ihrem Gatten längst hat, so ist doch die eigentliche Kernidee, die Hybris des Menschengeistes nämlich, die durch tiefsten Fall bestraft werden muß, nie-gends mit solch dämonischer Kraft und auch musikalisch mit solch anwachsender Steigerung gestaltet worden. Ein Zufall allerdings spielte dem Komponisten in den fünf von Hugo Hoff-mann dem bekannten Grimm-Märchen nachgezeichneten Bildern ein Textbuch in die Hand, das in sich genug psychologisch be-deutende Motive barg. Doch was vermag ein Stoff allein ohne musikalische Überhöhung, und wieviel noch so gute Libret-tisten sind an ihren schlechten Vorurteilen dann doch zugrunde-gegangen? Eine Antwort auf die ge-stellte Frage beweist erneut, wo immer die Entscheidung liegt: der in der Person Mtebills verkörperte Weibsteufel wäre zweifellos ohne den für ihn von Hofe genial geschaffenen klanglichen Hintergrund nicht einmal erträglich und noch weniger auf der Bühne so unheimlich und zwingend wirksam geworden, daß selbst jetzt, 30 Jahre nach Entstehen dieser Traumbildung, kaum eine mer-kliche Einbuße festzustellen ist. Wir betonen das schon einmal und würden es dennoch gern ein drittesmal wiederholen um von einer Wiederaufführung zu sprechen, die ja gemäß dem Eigencharakter des Werkes auch neben der großen Heerzärgerei einen seltener begangenen Seitenstapel hätte einschlagen müs-sen, wollte sie sich dem skizzierten Standort der Schöpfung würdig zeigen und den festlichen Anlaß gebührend unterstrei-chen. Nun es ward leider nicht ganz so, aber namentlich die orchesterliche Wiedergabe unter Rudolf Schwarz hatte immer-hin ihre Meriten. Droben auf der Bühne war hingegen nicht so deutlich das Bestreben wahrnehmbar, zu einer leistungsmäßigen Arbeit und Steigerung vorzudringen, und bei all ihrer son-ntigen Fruchtbareit und trotz bemerkenswerten Eifers blieb schon Marie Fanz weit davon entfernt, mit innerer Konsequenz die Gestalt der Mtebill zu der notwendigen Gipfelung in Sei-denschaft und Ekstase emporzuführen. Vielleicht wäre es doch richtiger gewesen, diese Partie wie früher der Hofoperattischen zu belassen und ebenso die Rolle des Fischers dem Helmbentner statt sie an Wilhelm Ventwig zu geben, so jeder dieser ist eine persönliche Note tief und gesamtlich überigens nicht schlecht durchführt. Auch die Stimme des Weibsteufels war Franz Schür-fer etwa wohl weit besser besetzt worden, denn Carlten Derner hat nicht das verlangte dunkelintimierte Organ und blieb über-dreiß fast unterfordert, selbst wo er in der ansehenden Stelle des Orchesterers unbedingt hätte hervorreten sollen. Alle Neben-figuren trugen so durchschnittliche Gepräge, daß kaum beson-deres Aufsehen davon zu machen ist, es sei denn die Bemerkung, daß einzig und allein Michael Schürfer wenigstens als Kreuzgangsprediger sich um deutliche Deklamation bemühte. Regie (Ritor Frutcha) und Bühnenbilder (Torsten Gsch) konn-ten ebenfalls hingenommen werden als mittlere Leistung; viel war das zwar nicht, aber doch zusammen mit der von Rudolf Walat besorgten technischen Einrichtung, die bekanntlich einige Schwierigkeiten bereitet, der Erwähnung wert.

J. S. Rosenthal: Mein Heim, Praktisch — Behaglich — Schön. Anleitung für die praktische und behagliche Gestaltung und Pflege der Wohnung. (Kartonierte 5,50 RM. Verlag J. Brudmann, München). — Die praktische, aber nicht „schö-nliche“ Gestaltung im Sinne der Wohnmaschine, wird hier in sorgsam ausgewählten Vorbildern gezeigt. Hier sind Lösungen, die Behaglichkeit in neuem Sinne wieder aufleben lassen. Alle praktischen Neuerungen, von den prinzipiellen und hygienischen Forderungen neuzzeitlichen Wohnens an, bis zum einzelnen Ge-brauchsgegenstand, dem Einwohnerraum, der Kleinwohnung und dem auf einen Mindestaufwand an Wirtschaftsführung eingestell-ten Eigenheim, werden ausführlich nach jeder Seite hin be-sprochen und in Bildern vorgeführt. Nicht vergesslich sind Ein-richtungen für Garten, Küche, Bad und hauswirtschaftliche Ein-richtungen.

Karlsruher Konzerte

Stilgetreu oder etwa nur im Sinne einer interessanten stil-teritischen Belehrung mußjette nicht allein das

Freiburger Kammertrio für alte Musik,

dies Beilchen, das fast im Verdorgenen blüht und höchst selten durch die modernen Konzertsäle pilgert. Was es an altem Musikgut aus dem 16. und 17. Jahrhundert brachte, dafür sind freilich heute die meisten Säle versperrt und nicht ein-mal jedes Durchschnittsöhr ist noch empfänglich. Das ist zu-nächst zu sagen, ohne jedoch anderen Künstlern, die mit Aller-weltsprogrammen billige Vorbeeren einheimen, damit wehe tun zu wollen. Eher sind es wohl die bösen Schläger, die unserer kaputten Zeit den Geschmack an solchen Gaben gründ-lich genommen haben, und sie verhindern sogar, daß diese Kostbarkeiten wieder ins Bürgerhaus einziehen, wohin sie ihrer Natur und Entstehung nach ja eigentlich gehören. Des-halb aber um so betrüblicher der Gedanke, wieviel fischiges und widerwärtiges Zudeckel wir für einstige Noblesse und Spielkultur eingetauscht haben, deshalb aber auch um so er-freulicher, daß wenigstens ein paar Idealisten aus den Ruinen Verschüttetes dann und wann hervorfragen und dadurch wenigstens nicht erneuter Populanzierung, so doch mindest-der ersten Musikerkennntnis einen Respekt heischenden Dienst erweisen. Genjo steht es leider mit den verwendeten alten Instrumenten; auch sie sind kaum mehr ein Neuland, das abemals erschlossen und, voran unserer Jugend, praktisch wieder zugänglich werden könnte. Trotzdem blieb, was das Ensemble — Waltraut Klein, Edgar Lucas sowie Ernst Düis — aus mitunter so altwärdlich klingenden und wahren Mu-seumsstücken, wie Blockflöte, Violine, Vielle usw., hervorzau-berie, eine ebenso reizvolle Angelegenheit, wie die dargestellte Originalliteratur selbst, die überdies besonders dadurch, daß sie eben ohne alle Bearbeitungsmaßnahmen vernimmt ward, noch bedeutsamer ihrer latenten Lebensnerv dokumentierte.

erkannten und in diesem Spezialfall stets meisterhaften Künstler ausgedehnte Folgen zu offerieren, wie die Beant-wortung der Frage, ob danach doch noch eine Steigerung mög-lich war. Und sie ward möglich, obwohl das überfüllte Haus schon durch die im Grund seiner Seele aufgewühlte und aufs höchste angezogen schien. Denn als Josef Kriss nach der Pause mit acht musikalischen Gesäßen und mit momentaner Witterung dafür, daß dieselben Voraussetzungen im Wallfahr-lauf des Komponisten wie seines Divulganten vorhanden sein müssen, wenn nach solch letzter Kunstoffenbarung doch noch ein Krezendo eintreten soll, Brudners siebente Sinfonie (E-Dur) zu leiten begann, da folgte das Publikum nachmalig willig dem spezifischen Lebensatem dieses Werkes in all seinen großen und kleinen Kontrasten, ja es schien nach selten in die beträchtlichen Forderungen, die gerade diese Schöpfung an ihre Hörer stellt, so entschlössen miteinzuringen. Mit gutem Recht zeigte der Dirigent nach vollbrachter Gewisheit auch auf unser Landestheaterorchester hin; es hatte sich in oft schmer-ziger Situation (wir verfügen nicht mehr über die eigentlich notwendige Besetzung des Instrumentalförpers!) wieder ein-mal selbst übertrifft und uns allen Anlaß gegeben, stolz darauf zu sein, daß wir es noch besitzen.

Goethe-Fest in Paris. Aus Anlaß der Goethe-Gedenkjahr-feier veranstaltete Freitag abend die französische Sektion der Amicitie Internationales ein Festbankett, dem der deutsche Bots-chafter Roland Köster beiwohnte. Die Festrede hielt Professor Genty Lichtensberger. Dann stellte Unterrichtsminister de Mon-zie die Tatsache fest, daß selbst die dritte Klasse des französi-schen Volkes sich für Goethe interessiere, und daß er dies als ein gutes Vorzeichen für die Annäherung der beiden Nationen betrachte, denn die internationale Freundschaft könne nur von Bestand sein, wenn sie auf einer Freundschaft des Geistes beruhe. Botschafter Köster erklärte, daß er es als die beste Diplomatie ansehe, dafür zu sorgen, daß eine gegen-seitige Achtung der beiden Völker erzielt werde, aus der eine erbliche Sympathie entstehen könne, die niemals wieder er-lalten werde